

Hier der vielermähnte Manuscriptbrief:

## 7.

Ach, Sophie, um wie viel süßer wäre es, zu Ihnen zu sprechen! Aber unglücklicherweise ist es leichter für mich, Ihnen zu schreiben! Sie machten selbst den Vorschlag, die uns beschäftigende Frage schriftlich zu verhandeln. Ich dagegen bestand darauf, sie in persönlicher Unterredung zu beenden. Ich werde also zu Ihnen sprechen; ich schreibe Ihnen jedenfalls das, was ich Ihnen gesagt haben würde. Sie dürfen Ihre Entscheidung nicht in einem Moment großmüthigen Eifers fassen. Sie müssen alles reiflich überlegen.

Erlauben Sie mir, mit der Erklärung dessen zu beginnen, was Ihnen während unserer Unterredung in Köln an mir sonderbar vorgekommen sein mag. Sie antworteten mir, daß Sie mich vielleicht lieben würden! Ich bin, wie ich Ihnen bereits sagte, ein im höchsten Grade stolzer Mensch; ich werde nie im Stande sein, ein Weib im Sturm zu nehmen, ich werde sogar nie dazu mitwirken, ein schwankendes Gefühl, welches von selbst nicht zur Entfaltung gekommen wäre, zu dieser zu bringen.

Ein Weib muß mich aus freiem Willen lieben, freiwillig und ganz; sie muß sich mir selbst hingeben, nur dann werde ich sie nehmen. Sie nannten mich bei dieser Gelegenheit ein verzogenes Kind. Nein, nicht weil ich die Rolle eines verwöhnten Kindes spielte, nicht aus Hoffart, nur aus Pflichtgefühl handle ich so Ihnen gegenüber.

Wenn ein Weib mich nicht mit der ganzen Macht ihres Wesens liebt, wenn sie nicht in allen Tiefen ihres Herzens, durch überwältigende Macht zu mir hingezogen, liebt — werde ich nicht im Stande sein, sie durch die Verbindung mit mir glücklich zu machen. Ich würde ihr vielleicht mehr Unglück als Glück bringen. Es gibt Verhältnisse, bei denen eine gemäßigte Liebe für das Glück eines Weibes genügt; in den meisten Fällen ist es sogar so.

Es gibt aber auch Lagen — und das ist die meinige —, in welcher die Liebe des Weibes ein alles verzehrendes Feuer, welches durch Hindernisse nur verstärkt wird, ein unbesiegbarer Orkan, der sich fortwährend selbst erneuert, sein muß, um ewig zu währen und dieses Weib auch zugleich zu entschädigen für alle Fährlichkeiten, die es laufen müßte.

Deshalb ist es für mich eine Ehrenpflicht, nur eine zuverlässige, gigantische, unbezwingliche Liebe anzunehmen. Sonst kann ich nicht von Ihrem Glücke überzeugt sein, und sicher werde ich lieber tausendmal alle Annehmlichkeiten des Lebens, so süß sie auch sein mögen, selbst entbehren, als Ihnen, glückliches und angebetetes Kind, das ungeheuerere Unrecht anzuthun, das Glück Ihrer Existenz aufs Spiel zu setzen, um die meinige zu verschönern.

Selbst wenn das Pflichtgefühl in Bezug auf Sie mich nicht nöthigen würde, so zu denken, die Vorsicht und der Egoismus würden mich doch dazu zwingen, denn wenn ich Sie je unglücklich sehen müßte, so würde ich es selbst auch sein! Für mich selbst bin ich herzlos. Ich habe weder Erbarmen noch Mitleid, noch sonst ein Gefühl für meine eigene Existenz, die ich einem langen und unaufhörlichen Kampfe gewidmet habe. Dies ist der Grund, weshalb ich nie unglücklich sein kann, solange ich allein bin! Für mich ist kein Unglück möglich. Mag man den fahlen, einsamen Fels meines Lebens zertrümmern, ich werde nichts fühlen, wie auch der Fels nichts fühlt, wenn er zertrümmert wird.

Aber Sophie, wenn ich auch ein fühlloser Fels in Bezug auf mich selbst bin, so habe ich doch Gefühl. Ich fühle für die und durch die, welche ich liebe. Das Unglück derer, die ich liebe, macht mich um so unglücklicher, trotz meiner Fühllosigkeit gegen mich selbst, weil ich nur in denen, die ich liebe, mein ganzes Bedürfniß auf Glück, auf Ruhe, auf zärtliche und angenehme Eindrücke concentrirt. Und deshalb ist das Unglück derer, die ich liebe, auch die einzige Pforte, durch welche Unglück in mein eigenes Leben

bringen kann. Und ich will diese Pforte nicht diesem Feinde öffnen, der schleichend, hinterlistig, gierig darauf ausgeht, mich zu bekämpfen.

Wenn Sie mich also nicht mit dieser Liebesglut lieben, die, unwiderstehlich und voll, in sich selbst alle Garantien des Glücks trägt, solange Sie mich besitzen — so werde ich aus einem etwas andern als dem gewöhnlichen Egoismus mich entschließen, Ihre Existenz nicht mit der meinigen zu verbinden, um Sie nicht unglücklich zu machen, da ich dadurch selbst elend und unglücklich werden würde, denn ich würde dadurch das stolze Selbstgefühl, diese innere Einheit, welche die Stütze meines Lebens ausmacht, zertrümmern.

Stellen Sie sich dies alles vor — und Sie werden begreifen, weshalb, als Sie mir das Geständniß einer zweifelnden und unsichern, schwachen und schüchternen Liebe machten, ich nicht „ein wenig kalt“, wie Sie geglaubt und gesagt haben, sondern im Zustande einer nervösen Aufregung war.

Ich war gereizt und hart gegen Sie, weil Sie mich nicht genug liebten, aber ich war nicht kalt aus Mangel an Liebe meinerseits.

Ich hatte in jenem Augenblicke sozusagen ein feindliches Gefühl Ihnen gegenüber, weil Sie mich so viel liebten, um mich in Unruhe zu versetzen, aber nicht genügend, um mir die Gewißheit zu geben, die ich haben muß, daß Sie mich stark genug lieben, um diese Liebe auch annehmen zu können.

Es bedurfte indeß nur eines kurzen Nachdenkens, um, eine Minute nachher, meine Meinung zu ändern. Damit, daß ein so keusches und züchtiges Mädchen wie Sie einem Manne freiwillig gesteht, „daß sie ihn vielleicht lieben wird“, ist es bewiesen, daß sie ihn schon ganz liebt. Ich sagte mir, daß der Zweifel nur in der Keuschheit Ihres Ausdrucks, nicht in der Grundlage Ihrer Gefühle lag.

Und in dieser Voraussetzung schreibe ich Ihnen das Folgende. In dieser Voraussetzung werde ich mit Ihnen sprechen, und sende

ich Ihnen dieses Manuscript. Irre ich auch in dieser Voraussetzung, so bewahren Sie meinen Brief dennoch. Es ist nichts darin, worauf ich nicht stolz sein könnte, und Sie sollen es behalten als Andenken an einen Mann, der die Erinnerung an Sie, o meine „letzte Rose“, ewig und, wie es auch kommen mag, heilig halten und verehren wird. Dieses Manuscript, junges Mädchen, soll Ihnen bleiben als eine Trophäe der Anziehungskraft Ihres Wesens, denn früher oder später wird die Zeit kommen, welche Ihnen bezeugen wird, daß es keine kleine und verächtliche Erinnerung ist, einem Manne meines Schlags das Gefühl der Liebe, den Gedanken an Vermählung eingeflößt zu haben.

Der Gedanke an Vermählung! Bis jetzt war meine Liebe nur ein verzehrendes Feuer für die Frauen, welche sich darein stürzten. Ich kenne kein Weib, welches, auch nur einen Augenblick überzeugt, daß der Gedanke an eine Verbindung mir erträglich sein könnte, nicht eiligst mich zu fesseln bemüht sein würde. Ich sagte Ihnen, daß ich deshalb junge Mädchen immer vermieden habe. Zweimal nur sprach ich von Liebe mit jungen Mädchen, die mich leidenschaftlich liebten und die in mir den Wunsch erweckt hatten, sie zu besitzen — und in beiden Fällen fing ich mit dem Geständniß an, daß ich sie nie heirathen würde! Außer diesen zwei Ausnahmen hielt ich mich nur an verheirathete Frauen, deren „verzogenes Kind“ ich war, wie Sie es einmal nannten, und von denen einige mich wirklich liebten. Sie wissen, daß Frauen, wenn sie lieben, die Gewohnheit haben, immer Fragen zu stellen. Und es gab nicht eine, der ich nicht mit gewohnter Offenherzigkeit geantwortet hätte, daß, auch wenn sie frei wäre, ich sie doch nicht heirathen würde. Und trotzdem, oder vielleicht auch gerade infolge dessen, wurde ich heftig geliebt! Ich wollte nehmen, aber mich nicht selbst geben.

Ja, ich schwöre es Ihnen, bis jetzt gab es kein Weib auf der Welt, bei dem der Gedanke an Heirath mir nicht ein Frösteln verursacht hätte. Sie sind die einzige, die ich mit der zärtlichen Liebe verehere, um mich hinzugeben, die einzige, für welche ich das ungeheuerere Opfer einer Heirath zu bringen bereit bin, und

Sie wissen, meine Meinung über die Opfer der Liebe geht dahin, sie nicht als Opfer, sondern als Glück fühlen zu lassen.

Sie sind die einzige, die ich zur Frau nehmen könnte und so wie Sie sind nehmen würde. Sie könnten mir selbst sagen, Sie anders zu nehmen, ich würde es nicht thun! Sehen Sie, meine schöne Rose, das kommt daher, weil ich Sie ebenso verehere wie liebe. Ich liebe Sie vielleicht deshalb so, weil ich Sie verehere.

Also denn: ich werde Sie heirathen, wenn Sie einwilligen. Aber werden Sie auch einwilligen?

Das ist jetzt die Frage, und es ist Zeit, mit den Bekenntnissen zu beginnen, die ich Ihnen zu machen habe.

Ich sage es Ihnen im voraus, Sophie, daß ich alles, was ich kann, vorbringen werde, um Ihnen die Lust zu vertreiben, mich zu nehmen. Ja, ich werde mir Mühe geben, dies zu thun! Und in jedem Falle werde ich dadurch nur gewinnen. Wenn Sie unerschütterlich bleiben, so werde ich die einzige, wahre Garantie haben, daß Sie mich hinlänglich lieben, um in der Verbindung mit mir ein dauerhaftes und unzerstörbares Glück zu finden.

Und, umgekehrt, wenn meine Bekenntnisse Sie abstoßen und schrecken, so werde ich doch gewinnen! Denn wenn es möglich ist, Sie abzustößen und zu erschrecken, so heißt das, Sie fühlen keine genügend starke und leidenschaftliche Liebe zu mir, um in einer Verbindung mit mir die einzige und unerschütterliche Bürgschaft für ein wahres Glück zu finden. Und wenn schon der Gedanke daran Sie erschrecken kann, so laufe ich um so mehr Gefahr, Sie — und mich mit Ihnen — wirklich unglücklich zu machen.

Dies ist in der Gedankenreihe, die ich schon ausgesprochen habe, inbegriffen. Und wenn es so ist, so ist es besser, daß wir uns trennen; ich will dann lieber nicht Gefahr laufen, ein so zartes und duftiges Blümchen, wie Sie, zu brechen in der Verbindung mit meiner rauhen Existenz eines Kämpfers. — Ich werde mir also alle Mühe geben, Ihnen Angst zu machen. Ich werde

nicht nur nichts vor Ihnen verbergen — ich werde auch alles mit den grellsten Farben malen.

Beginnen wir also, und Sie werden sehen, daß ich einem verzauberten Prinzen gleiche, und daß man — wie in der Ihnen bekannten Mozart'schen Oper „Die Zauberflöte“ — durch Wasser und Feuer hindurch muß, um mich zu bekommen. Das ist nicht so leicht wie mit andern Männern.

Ich werde alle Hindernisse eins nach dem andern aufzählen, um das traurige und melancholische Vergnügen zu haben, auf die Zahl der Ursachen zu blicken, die unserer Verbindung im Wege stehen.

Ich fange damit an, Ihnen zu sagen, daß ich mich nicht eher entschließen werde Sie zu heirathen, bis ich nicht von meiner Krankheit ganz wiederhergestellt bin. Sie müssen einen Mann in seiner ganzen Kraft und Stärke haben, wie ich es noch vor einigen Monaten war. Möge mich der Himmel vor dem großen Unrecht bewahren, Sie zur Krankenwärterin zu machen!

Da ich die Krankheit aber nicht für ein ernstliches Hinderniß halte, weil ich nicht zweifle, in einigen Monaten vollkommen gesund zu sein, so will ich diesen Grund nicht rechnen.

Aber es gibt wichtigere Sachen!

1) Vor allen Dingen, Sophie, ist reiflich zu überlegen, daß ich ein Mann bin, der seine ganze Existenz einer heiligen Sache, der Sache des Volks bis in ihre äußersten Consequenzen gewidmet hat. Diese Sache ist bestimmt, noch in unserm Jahrhundert zu triumphiren, aber sie wird ihre Anhänger noch oft schweren Niederlagen und Gefahren aussetzen. In diesem Kampfe könnte ich in schreckliche Lagen kommen, die keine Anhänglichkeit von mir abwenden kann. Mein Vermögen, meine Freiheit, mein Leben selbst können fortwährend gefährdet sein. Nichts ist bei mir sicher! Indem Sie mich heirathen, bauen Sie Ihre Existenz, Ihr Haus auf der Höhe eines Vulkans! Werden Sie den Muth haben, im Falle des Mislingens alles zu tragen: Verbannung, Gefängniß,

Ruin, Armuth und selbst den Tod? Und was noch schlimmer, vielleicht ein Leben voller Entbehrungen?

Wenn nicht, so gehen Sie solchen furchtbaren Existenzen, welche heute den Anblick vollkommenen Glücks gewähren und morgen mit den Trümmern ihres Schiffbruchs alles bedecken, aus dem Wege.

Nicht ohne tiefe Melancholie glaube ich Ihre Antwort vorauszu-  
sehen! Ja, Sie glauben, daß Sie es können. Eine so edle  
Natur wie die Ihrige hat den Glauben an sich selbst. Aber des-  
halb hat sie noch nicht die nöthigen Kräfte, um in langer Prü-  
fungszeit diesen Glauben zu bethätigen! „Viele sind berufen,  
wenige sind auserwählt“, so sagt die Heilige Schrift. Welche  
frische, kühne und edle Natur, vor einem Berge stehend, fühlt  
nicht Kraft genug in sich, den Gipfel zu erreichen, um von dort  
aus sich an dem prachtvollen Schauspiel einer unbegrenzten Aus-  
sicht hoch über dem Niveau der Dinge zu erfreuen! Alle Hinder-  
nisse werden besiegt und der Gipfel erreicht! Nur Feiglinge blei-  
ben zurück!

Aber nun beginnt das Steigen, viele und viele Stunden; man  
klimmt immer weiter empor; die Kräfte erlahmen mehr und mehr,  
die Brust zieht sich zusammen, der Athem stockt. Und immer  
neue Felsen versperrern den Weg; neue Abgründe, neue scharfe  
Steine, an denen Ihr Fuß strauchelt!

Ach, Sophie, ich will nicht von den schwach werdenden Na-  
turen sprechen, welche umkehren; aber wie viel kühne und edle  
Naturen bleiben liegen, zerschlagen und todt durch die Mühsal  
des Weges! Den Gipfel erreichen nur die, welche sozusagen  
physische Geisteskraft haben.

Uebrigens wenn Sie mir sagen, daß Sie Vertrauen zu Ihren  
Kräften haben, so werde ich es auch haben, und glauben Sie  
mir, es wird eine kräftige Hand sein, die Sie auf diesem Wege  
unterstützen wird!

2) Aber werden Sie auch den zweiten Schlag, den ich Ihnen  
zu ertheilen habe, überwinden? Sophie, ich bin — ein Jude.

Mein Vater und meine Mutter sind Juden, und wenn ich auch innerlich ebenso wenig Jude bin wie Sie, sogar noch weniger, wenn es möglich ist, so habe ich mich doch noch nicht von meiner Religion losgesagt, weil ich auch keine andere annehmen wollte. Ich kann wol versichern, daß ich nicht mehr Jude bin, aber ohne Lüge kann ich auch nicht versichern, Christ geworden zu sein.

Bei uns macht es nichts mehr aus, Jude zu sein; denn bei uns in Deutschland, in Frankreich, in England ist dies nur eine Religion, keine Nationalität. Man ist bei uns Jude, wie man Protestant oder Katholik ist. Bei uns besonders, wenn man einen Ruf von Geist und Talent hat, wie ich, wird man Allen gleich und es gibt nichts, das ich nicht erreichen könnte, wenn ich einwilligen würde, mit der existirenden Regierung zu pactiren.

Aber das ist alles ganz anders bei Ihnen in Rußland. Sie selbst sagten mir, daß das Judenthum dort eine Nationalität, nicht eine Religion ist. Es ist wahr, Sie lieben meinen Freund Heine, obschon er auch ein Jude war; aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen poetischer Verehrung und einer Ehe in der wirklichen Welt. Ihre Landsleute werden Sie wegen der Heirath mit einem Juden verachten! Sie, Abkömmling von Fürsten, einen Menschen heirathen, welcher — es ist wahr, wenn die Abstammung ein Recht zum Stolze gäbe, stolzer sein könnte, wie ihr alle, da er von einem Volke abstammt, welches älter ist als alle Fürsten und Edelleute, die nur etliche Jahrhunderte existiren; vom ersten civilisatorischen Volke, welches in der Geschichte auftritt, und von den alten Königen Syriens.

Es ist wahr, ich könnte Ihnen das Opfer bringen, Christ zu werden, obgleich nach unsern Gesetzen keine Nothwendigkeit dazu vorhanden, und die Ehe zwischen Christen und Juden gestattet ist. Und wenn es eine unumgängliche Bedingung wäre, ich würde es vielleicht thun. Aber es würde mir schwer fallen, Sophie. Ich will es Ihnen sagen, weshalb. Ich liebe die Juden durchaus nicht, ja, im allgemeinen verabscheue ich sie. Ich sehe in ihnen nur die sehr entarteten Söhne einer großen, aber längst ent-



schwundenen Vergangenheit. Diese Leute haben während der in der Sklaverei verbrachten Jahrhunderte auch die Eigenschaften der Sklaven angenommen; und deshalb bin ich ihnen äußerst ungünstig gesinnt. Ich habe auch gar keine Verbindung mit ihnen. Unter meinen Freunden und in der Gesellschaft, die mich hier umgibt, ist fast nicht ein einziger Jude. Es sind also keinerlei Rücksichten, die mir diesen Wechsel etwa peinlich machen würden.

Aber, Sophie, ich bin ein Mann der Politik, und, was noch mehr sagen will, ich bin das Haupt einer Partei. Und die Partei, welche die meinige ist, muß an dem Grundsatz festhalten, nie einem Vorurtheil sich zu beugen, da dies nur Feigheit sein würde, und nie darf sie einen Act der Heuchelei begehen.

Wie soll ich es also mit dem christlichen Glauben machen, wenn, was jedermann weiß und ich auch nie verhehlen werde, ich ebenso wenig von der christlichen wie von der jüdischen Religion im Herzen trage! Würde es nicht den Anschein haben, daß ich um äußerer Vortheile willen einem Vorurtheile nachgebe? Hierin liegt ein übergroßer Rigorismus, ein Rigorismus, der in meiner Persönlichkeit begründet ist, denn meine Partei würde meiner Taufe nicht den geringsten Widerstand entgegensetzen, ich kann ihn durch genug gewichtige Gründe erklären, um so mehr, da die Taufe in solchen Fällen als eine reine Formalität angesehen wird; und, da ich nicht die Nothwendigkeit zugebe, da ich auch nicht im entferntesten gesonnen bin, irgendeines Vorurtheils halber Ihrer Liebe zu entsagen, so werde ich vielleicht dieses Opfer bringen, wenn es unumgänglich sein sollte, und mich taufen lassen.

Das heißt ich werde es thun, wenn Ihr Vater oder Ihre Mutter absolut darauf bestehen. Ich werde es aber keinesfalls thun, wenn nur Sie es wünschen sollten. Meine Frau darf durchaus keine Vorurtheile haben.

3) Gehen wir jetzt zu meiner gesellschaftlichen Stellung über. Fangen wir mit der guten Seite an. Schon seit einigen Jahren erfreue ich mich in der Gelehrtenwelt eines sehr großen

Rufes, welcher fortwährend wächst. Alle Berühmtheiten, die wir haben, Humboldt und Böckh haben mich mit dem Namen ihres Freundes beehrt. Mein Ruf wird sich noch viel und immer mehr vergrößern, sowol durch die Nachwirkung schon erschienenener als durch noch zu veröffentlichende Arbeiten.

Die Gelehrtenwelt ist indeß nicht die Welt im eigentlichen Sinne des Worts. In der eigentlichen Welt ist meine Stellung folgende. Im allgemeinen verhalten sich nur wenige bei uns in Preußen gleichgültig mir gegenüber. Fast unsere ganze Gesellschaft theilt sich in Bezug auf mich in zwei Parteien. Die eine — zu welcher die ganze Aristokratie und der größte Theil der Bourgeoisie gehört, häufig sogar Personen mit einem leichten Anflug von Liberalismus — fürchtet und haßt mich. Die andere Partei, zu welcher der übrige Theil der Bourgeoisie und das Volk gehört, achtet, liebt mich, verehrt mich sogar nicht selten. Für diese bin ich ein Mann von größtem Genie und von einem fast übermenschlichen Charakter, von dem sie die größten Thaten erwarten. Vene, die Feinde, erwarten wol auch große Thaten von mir. Aber ebendeshalb, weil sie mich mehr fürchten als irgendjemand anders, hassen sie mich so unbeschreiblich, daß ich Ihnen keinen richtigen Begriff von diesem alles verschlingenden Haß geben kann.

Sie suchen mich fortwährend zu verfolgen. Es ist wahr, auch meine Feinde achten mich innerlich ebenso sehr wie meine Freunde, häufig sogar noch mehr, weil sie mich noch besser errathen.

Aber gerade deshalb, weil sie mich im geheimen achten, haben sie immer gesucht, mich um so mehr zu verleumden; denn Verleumdung ist die einzige Waffe dieser angefaulten Parteien, welche den langsam sich herannahenden Tod in sich selbst fühlen. Ich schritt immer mit erhobener Stirn daher, mit Verachtung auf den Lippen, mit der Waffe in der Hand, immer siegreich, stets die Lüge niederschmetternd, die Verleumdung verwirrend, über den Haß triumphirend. Aber dadurch habe ich noch mehr Haß auf mich gehäuft, der um so wüthender ist, als er immer machtlos

gegen mich war, und weil ich aus allen gegen mich gerichteten Angriffen immer reiner und glänzender hervorgegangen bin. Sie wissen es ja, Sophie, daß nichts den Haß mehr nährt, als Ohnmacht und Niederlage.

Jetzt, Sophie, erwägen Sie dies wohl: wenn Sie Ihr Schicksal mit dem meinen vereinigen, so wird auch Ihre Existenz zur Zielscheibe des Hasses und der Verleumdung werden. Ich fürchte, daß Ihr Verstand, der Verstand eines jungen Mädchens, zu schnell über diese Fragen hinweggehen wird. Wissen Sie, was der unaufhörliche Haß einer feindlichen Menge bedeutet? Ja, Sie wissen es durch den Verstand und durch die Phantasie; aber Sie kennen es noch nicht aus der Erfahrung schrecklicher Erinnerungen! Denken Sie, daß beim geringsten Zufall, bei jedem unbedeutenden Ereigniß es möglich sein könnte, daß eine Masse von Feinden sich dessen bemächtigt, es vergrößert, es unwürdig entstellt, dasselbe als Mittel gegen Sie oder gegen mich benutzt, lügenhaft verzerrt, was Sie gesagt, gethan, gedacht haben. Ich selbst gestehe Ihnen, obgleich ich, wie schon gesagt, immer mit der Verachtung auf den Lippen und mit der Waffe in der Hand vorwärts geschritten bin, obschon ich immer die Verleumdung niedergeschlagen und besiegt habe, daß sie es doch war, die mir die einzigen seltenen Stunden wahren Leidens im Leben, deren ich mich erinnere, gebracht hat, wie es weder Gefängniß noch Gefahren mir je zufügen konnten.

Und wenn auch ich, ein rauher Krieger, eine für den Kampf eigens organisirte Natur, stark durch mein Bewußtsein, nicht unterliegen und schließlich alles siegreich durchführen könnte, würden Sie, im Falle der Noth, alles das ertragen können? Sie, ein Samtblümlein, nicht für den Kampf, sondern nur für ungetrübtes Glück und für die süßesten Eindrücke geschaffen! Bedenken Sie wohl, Sophie, wenn ich nur ein einziges mal Sie leiden sähe, würde ich um so Schrecklicheres ausstehen!

O, glauben Sie mir, Sophie, es gibt einsame Geschöpfe, denen kein glückliches Wesen sich nähern darf! Lesen Sie mein Trauerspiel. Alles, was ich Ihnen hier sagen könnte, habe ich Hutten

ausprechen lassen. Auch er hatte alle Verleumdungen, alle Arten von Haß, jede Feindseligkeit zu ertragen. Ich habe aus ihm den Spiegel meiner Seele gemacht, und ich konnte dies, da sein Schicksal und das meinige einander vollständig gleich und von überraschender Ähnlichkeit sind. Nur die Nachwelt ist gerecht gegen Männer wie er. Deshalb ist man gezwungen, sich ein trauriges Glück durch Entsamung auf jedes wahre und wirkliche Glück zu bereiten. Lesen Sie, was Hutten zu Maria sagte. Fast das Gleiche, was ich Ihnen eben gesagt habe, wenn auch in andern Worten, und dies wird Ihnen alles noch besser verständlich machen. Das sind keine „deutschen Hirngespinnste“, wie Sie eines Abends bemerkten: es ist eine traurige, sehr traurige Nothwendigkeit für solche einsam stehende Wesen, auch allein zu bleiben, weil sie sonst noch denen Kummer bereiten, die sie lieben, welche aber keine so mächtige, stählerne Organisation haben wie sie!

Sie werden mir aber vielleicht sagen: „was kümmert's mich, daß die eine Hälfte der Menschheit Sie haßt, wenn es eine Hälfte gibt, die nach Ihren eigenen Worten Sie hochschätzt, Sie liebt und bewundert?“ Erstens, Sophie, ist die Theilung ungleich; die mich hassende Hälfte ist noch die mächtige, herrschende, welche beinahe alle hervorragenden Plätze, alle Stellen einnimmt, welche über alle Vergnügungen und Zerstreuungen, über alles, was das Leben verschönert, verfügt. Die andere Hälfte ist noch die ohnmächtigere, welche Ihr Leben nicht sonderlich ausschmücken, Ihnen nicht diesen Glanz, diese Zerstreuungen, diese Freuden bieten kann, an die Sie in Ihrer aristokratischen Gesellschaft vielleicht gewöhnt sind.

Und noch mehr. Selbst unter denen, die mich lieben und mich bewundern, werden sich viele finden — Sie begreifen, daß ich jetzt von den Frauen sprechen will —, denen Sie durchaus nicht gefallen werden; und doch wird dies in Ihren gegenseitigen Beziehungen von Bedeutung sein. Während die aristokratische Welt Ihnen die Heirath mit einem solchen Menschen, wie ich bin, nicht verzeihen wird, werden jene Sie deshalb beneiden, eines Glückes

halber, das Ihre Verdienste übersteige. Viele von unsern Frauen werden es Ihnen, einer Ausländerin, nicht verzeihen, daß Sie die Frau eines Mannes geworden sind, den sowol Freunde wie Feinde einstimmig vor allem für einen ungewöhnlichen Mann halten; werden Ihnen die siegreiche Erreichung dessen nicht verzeihen, was keine von ihnen zu erreichen im Stande war.

Und dann beginnt der Kampf mit Ihrer Eigenliebe, denn je mehr sie im geheimen erkennen werden, daß Sie wirklich ein Weib sind, das ihnen hoch überlegen, desto mehr werden sie suchen, Sie als mittelmäßig und unbedeutend hinzustellen. Darauf folgen Verleumdung, Lästerungen. Wenn Sie mit einem Manne sprechen werden in Ihrer liebenswürdigen und berechtigten Offenheit, so werden sie daraus schon Folgerungen über unlautere Beziehungen ableiten.

Sie werden also Haß bei meinen Feinden und gehässigen Neid bei vielen Frauen der andern Partei finden.

4) In Bezug auf die Frauen habe ich noch etwas Weiteres hinzuzufügen. Die Aristokratie haßt mich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, fast ohne Ausnahme. In unserer Bourgeoisie haben die Frauen überhaupt noch wenig Anziehendes und Angenehmes in ihrer Lebensweise. Die Männer in unserer Bourgeoisie besitzen die Macht der Bildung und des Geistes. Aber die Frauen haben von der Bildung noch nicht dies Aroma von Liebenswürdigkeit, diese Signatur guter Manieren erhalten, welche für jede Frau, die in aristokratischen Kreisen gelebt hat, unentbehrlich sind. Es gibt allerdings Ausnahmen, aber sie sind sehr selten. Von diesen Ausnahmen abgesehen, werden unsere Frauen Ihnen durchaus nicht recht conveniren.

Alles dies bringt mich auf den Gedanken, daß, im Falle unserer Verheirathung, ich meinen Bekanntenkreis bedeutend einschränken werde. Dies macht für mich absolut nichts aus. Ich habe immer soviel als möglich eine weitläufige Bekanntschaft zu vermeiden gesucht; man mußte mich immer zu neuen Bekanntschaften nöthigen. Obgleich ich die Menschheit innig liebe, so liebe ich doch nicht die

Individuen, welche heutzutage vorgeben, Menschen zu sein. Aber im Falle unserer Verbindung werde ich meinen Kreis noch bedeutend verkleinern. Wir werden nur mit einigen Freunden und Freundinnen verkehren. Wir werden gewiß dadurch nichts verlieren. Denn wenn Sie ganz Berlin nehmen, so werden Sie nur sehr wenige Häuser finden, in denen man sich ganz behaglich fühlt, und noch weniger solche, die Ihnen passen würden. Deutschland ist kein Land für gesellschaftliches Leben.

Bei alledem werden Sie vielleicht ein wenig einsam sein. Wissen Sie auch, schönes Blümchen, das der hellen Sonne bedarf, was der Schatten der Einsamkeit bedeutet? Anstatt des Geräusches und der Bewegung der großen Welt, die Sie mit dem Glanze Ihrer Jugend und Ihres Zaubers erfüllen könnten — die Einsamkeit? Taugt das wol für Sie? Können Sie auch darein willigen, all Ihr einziges Glück nur in mir allein zu finden? Und noch dazu, wenn Sie mich nicht den ganzen Tag haben können. Denn, Sophie, eine Hälfte meines Tages muß immer wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet sein. Ich würde nie der Wissenschaft entsagen können.

In dieser Hälfte also würden Sie vielleicht zuweilen das Alleinsein, die Langeweile empfinden! Werden Sie nie seufzen, ein Ihrer so wenig würdiges Los gewählt zu haben?

Freilich, ich verhehle es Ihnen nicht, es könnte wol sein, daß wenn gewisse Ereignisse eintreten, eine Flut von Bewegung, Geräusch und Glanz auf Ihr Leben fallen würde, wenn Sie mein Weib sein werden. Aber, nicht wahr Sophie, mit so großen Dingen, die das Ziel der Anstrengungen des ganzen Menschengeschlechts bilden, darf man nicht eine bloße Speculation auf individuelles Glück machen?

Deshalb darf man in keiner Weise darauf rechnen.

5) Gehen wir jetzt zu meiner finanziellen Lage über. Sie haben zuerst angefangen von der Ihrigen zu sprechen und sagten, daß Sie nicht wüßten, ob Sie irgendein Vermögen haben, oder fogar, daß Sie überzeugt seien, keins zu besitzen. Ich habe Ihnen

geantwortet, daß mich dies durchaus nicht berühre, und ich wiederhole dies nochmals. Es ist dies nicht die stolze Verachtung eines verliebten, enthusiastischen jungen Kopfes, der den Werth des Geldes noch nicht kennt, und der, wenn er ihn später kennen gelernt hat, Reue fühlen wird. O nein, das ist es nicht, und ich constatire dies ausdrücklich, weil dies, wenn auch nicht in Ihren Augen, so doch in den Augen Ihrer Aeltern die Garantien Ihres Glückes mit mir erhöhen könnte. Nein, es ist kein Jüngling mit chimärischen Ideen, der mit Ihnen spricht. Es ist ein gereifter Mann, welcher dem Alter nach nur 35, den Erfahrungen nach 90 Jahre zählt.

Ich fange also damit an, Ihnen zu sagen, daß ich das Geld nur dann verachte, wenn es mit etwas Höherm, Edlerm, für meinen Willen Theuererm wetteifern will. Aber das Geld an sich ist eins der Mittel zur höchsten Thätigkeit auf Erden, und als solches Mittel für meinen Willen und nicht als Zweck desselben verstehe ich es nach seinem wahren Werth zu schätzen.

Ich will Ihnen sogar mit meiner gewohnten Offenheit das Geständniß machen — und das könnte Sie vielleicht überraschen —, daß ich vielleicht im Stande gewesen wäre, eine Frau mit einer Mitgift von drei bis vier Millionen Thalern zu heirathen, blos dieses Vermögens wegen, ohne weiter ihre Person zu berücksichtigen. Denn wenn diese Frau mir ein Vermögen von solcher Höhe zugebracht hätte, wo das Geld dann eine Macht wird, so würde ich mir vielleicht gesagt haben: „Mit einem solchen Vermögen kannst du deine großen wissenschaftlichen, künstlerischen und besonders politischen Ziele fördern.“ Dann würde ich vielleicht mit dieser Person eine Verbindung unter dem äußern Schein einer Ehe eingegangen sein, doch ihre Persönlichkeit würde für mich gleichgültig gewesen sein.

Aber da ich Sie ausschließlich des innern Glückes halber heirathen will, so sehe ich auch nur auf Ihre Person, und alles übrige ist mir gleich. Ich würde Sie auch heirathen, wenn Sie weiter nichts besäßen als das hübsche Nationalcostüm, in dem Sie sich

für mich photographiren ließen, und würde Sie ebenso kräftig und feurig an mein Herz drücken, als wenn Sie mir alle Millionen des Orients zubringen würden.

Wenn dies aber auch gegenüber Ihrem Besitzthum so ist und so fein muß, so darf es doch nicht sein von Ihrer Seite in Bezug auf mein Vermögen, denn als meine Frau haben Sie es mit mir zu theilen und davon zu leben.

Ich lebe, wie Sie es hier sehen werden, ziemlich behaglich und sogar mit einem gewissen Luxus. Das kommt daher, weil ich bei unsern Preisen in Deutschland für einen Junggesellen auch ziemlich reich bin. Aber wenn ich heirathe, werde ich nicht mehr reich sein, wir werden uns nur in anständigem und angenehmem Wohlstande befinden, wenn wir unserer zwei sind, und, Sophie, namentlich wenn wir mehr als zwei sein werden! Ich will Ihnen die genaue Ziffer meines Vermögens nennen. Ich habe viertausend Thaler Rente, als ganz unabhängiges Vermögen. Nach dem Tode meiner Aeltern werde ich allerdings ungefähr zwei bis dreitausend Thaler mehr Einkünfte haben; da ich aber Vater und Mütter aufs zärtlichste liebe, so hoffe ich, daß dies so spät als möglich eintreten werde.

Wir werden also nur viertausend Thaler Einkommen haben. Freilich das ist bei uns viel mehr, als es Ihnen scheinen wird, die Sie an Ihre russischen Preisverhältnisse gewöhnt sind.

Vergleichen wir z. B. unsere Beamtenhierarchie. Bei uns machen viertausend Thaler das Jahresgehalt eines Regierungspräsidenten aus, und selbst die Minister erhalten nicht mehr als achttausend Thaler, also nur das Doppelte meiner Einkünfte.

Sie werden begreifen, daß wir damit bei uns behaglich und angenehm würden leben können. Aber wir müßten ordentlich rechnen, unsere Mittel zusammennehmen, uns dies und jenes auch versagen und uns nur selten einen Luxus gestatten.

Bisher hatte ich die Gewohnheit, vor keiner Ausgabe zurückzuschrecken, wenn ich etwas wünschte. Ich hatte es auch nicht nöthig, da ich immer für einen Junggesellen ziemlich reich war.



Wenn Sie aber mein Weib sein werden, wird das nicht mehr so gehen. Es wird allerdings nicht nöthig sein, etwas in meinen alltäglichen Lebensbedürfnissen zu verringern.

Wir werden zu zweien noch ebenso leben können, wie ich gewöhnlich allein lebe. Nur die großen Ausgaben, die ich zuweilen zu splendiden und luxuriösen Festen für Freunde, oder zu sehr kostspieligen Reisen, für theuere Bücher u. dgl. zu machen liebte, werde ich bedeutend mäßigen müssen. Ich werde nicht ohne Berechnung leben dürfen.

Fürchten Sie nichts! Ich werde alles das und zwar gern thun, ich werde auch außerdem noch vielem sehr gern entsagen — und mit welcher Wonne! — viel mehr wie nöthig ist, um mit Ihnen zu leben.

Eins nur werde ich nicht können. Ich werde Ihnen nichts abschlagen können, Sophie. Ich werde es immer bedauern, daß ich nicht reich genug bin, um Ihr Leben mit all dem Luxus zu schmücken, der allein würdig wäre, ein solch anbetungswürdiges Wesen wie Sie zu umgeben. Ich werde nie oder nur sehr schwer den traurigen Muth haben, Ihnen irgendeine Ausgabe abzuschlagen.

Es ist übrigens auch eines Mannes unwürdig, einem geliebten Weibe etwas leicht abzuschlagen.

Sie müssen also selbst vernünftig sein, widrigenfalls überlasse ich es Ihnen nach Gutdünken zu schalten; aber das könnte unser Vermögen zerrütten.

Ich könnte allerdings durch Arbeit Geld verdienen. Ich sage noch mehr, ich kenne wenig Leute, die so viel wie ich verdienen könnten, wenn dies meine Absicht wäre.

Ich werde das aber nie thun. Möge dieses Unglück von mir fern bleiben, diese geistige Prostitution — bei Geistesarbeiten den Gelderwerb als Ziel vor Augen zu haben! Es ist nichts gerechter, als bei materieller Arbeit auf Erwerb zu rechnen. Aber es ist nichts unwürdiger, widernatürlicher, nichts verhängnißvoller, als in Bezug auf geistige Arbeit, die in eine ganz andere Kategorie

fällt, so zu handeln. Ich werde also nie durch meine Arbeit Geld zu verdienen suchen.

Nun frage ich Sie, Sophie, werden Sie Vernunft genug haben, sich mit einem solchen Einkommen zu begnügen, und werden Sie mit einer angenehmen, aber bescheidenen Behaglichkeit zufrieden sein?

6) Jetzt gehe ich über zu dem Triumphme meines Lebens!

Um Ihnen alles, was nöthig ist, über den Roman meines Lebens zu sagen, muß ich einiges aus dem Lebensroman anderer berühren.

Im Januar 1846 machte ich in Berlin die Bekanntschaft der Gräfin Hatsfeldt, die Sie kennen. Es ist eine Frau, von deren Seelengröße ich Ihnen keinen richtigen Begriff geben kann. Aber so hoch auch der Adel ihrer Seele, so tief auch ihr Verstand ist, ebenso groß ist auch das Elend ihres Schicksals.

Ihr Mann, zugleich ihr Cousin, Graf Edmund Hatsfeldt, haßte sie, quälte und verfolgte sie auf unwürdige Weise, wie man es in den überspanntesten Romanen nicht findet.

Im Besitze von fünf Millionen, der Reichste von der ganzen Familie, im Besitze aller Vorrechte und Macht, welche damals und auch jetzt noch unsere höhere Aristokratie besaß (es ist eine der bedeutendsten Familien in ganz Deutschland), kannte er keine Grenzen in den Qualen, denen er sie in seinem Hasse unterwarf. Er hielt sie in seinen Bergschlössern gefangen, versagte ihr Arzt und Arznei während ihrer Krankheiten, entriß ihr fortwährend, durch heimliche Entführungen, ihre Kinder — das ganze Leben dieser entschlossenen Frau war ein fortwährender Kampf um ihre Kinder, den sie erst gewann, aber immer wieder von neuem verlor. Er ließ sie ohne alle Existenzmittel, und während er sein enormes Vermögen verschwendete und sein Leben in den unwürdigsten Ausschweifungen durchbrachte, unterstützte und erkaufte er Verleumdungen gegen sie.

Sie hatte sehr mächtige Verwandte. Vater und Mutter der Gräfin waren schon lange todt, aber ihre Brüder, ihre natür-

lichen Beschützer, und auch ihre Schwäger nahmen die höchsten Stellungen ein. Es ist wahr, diese ganze Familie war sehr aufgebracht gegen den Grafen und alle verdammten ihn heftig. Häufig während der Dauer dieser Ehe machten sie Anstrengungen, um den Grafen zu dem Versprechen zu bringen, daß er sein Betragen ändern wolle; mehrmals veranstalteten sie Familienrath und zwangen auch den Grafen, freiwillige Abmachungen zu unterschreiben, um das Los der Gräfin vor seinen Verfolgungen zu schützen. Der Graf gab jedesmal nach, versöhnte sich auch scheinbar und unterschrieb alles, was man von ihm verlangte; nach drei Tagen aber begannen seine Frevelthaten von neuem. Freiwillige Abmachungen unter Eheleuten haben nach unsern Gesetzen nichts zu bedeuten.

Da der Graf nie sein Wort als Edelmann hielt und seine mündlichen oder schriftlichen Versprechungen schon am nächsten Tage wieder brach, so blieb der Gräfin nichts anderes übrig, als sich ans Gericht zu wenden.

Einmal, im Jahre 1843, veranlaßte der Fürst Hatzfeldt, der Bruder der Gräfin, sogar den König, zu Gunsten der Gräfin zu interveniren. Der König befahl durch eine Cabinetsordre dem Grafen, sein schändliches Benehmen gegen die Gräfin zu ändern. Aber der Graf blieb auch dagegen taub, und da der König bei uns nicht die Macht des Zaren hat und in Privatangelegenheiten nicht eingreifen kann, so blieb auch dies ohne jegliche Wirkung.

Es gab nur noch ein einziges Rettungsmittel: die Hülfe der Gerichte. Dieses Mittel war schon längst ins Auge gefaßt worden. Seit vielen Jahren schon hatte die Gräfin ihre Familie, ihre Brüder auf den Knien flehentlich gebeten, den Beistand der Gerichte anzurufen. Aber dies gerade wollte die Familie absolut nicht. Da bei uns alle Proceße öffentlich sind, so hatte der Graf durch das Uebermaß seiner Infamien dieses Mittel — vom Standpunkte der Familie aus — unmöglich gemacht, denn mit Recht fürchtete die Familie vor allem die Deffentlichkeit für den stolzen Namen des gemeinsamen Geschlechts, wovon der Graf einer der

Hauptrepräsentanten war. Sie schrak zurück vor dem Gedanken, alle die von einem der Ihrigen begangenen Schandthaten zu entschleiern; sie schrak davor zurück, ihre eigene Schuld an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, daß sie so lange solch unerhörte Unthaten geduldet hatte. Sie schrak im aristokratisch-politischen Interesse davor zurück, um dem Hasse, den das Volk überall gegen die Aristokratie hegt, nicht neue Nahrung zu geben.

Oft hatte die Familie der Gräfin gesagt: Gedulde dich noch; wenn der Graf noch einmal sein Wort bricht und dies oder jenes thut, dann sei versichert, wir werden ihm selbst den Proceß machen. Der Graf hatte dies oder jenes wieder gethan, aber immer, wenn nun die Gräfin den Proceß anfangen wollte, sagte man ihr: Wenn du den Proceß beginnst, wirst du unsere gemeinschaftliche Feindin, wir werden uns alle gegen dich kehren! O, Sophie, Welch feigen Mißbrauch hatte man mit der natürlichen Schwachheit eines Weibes getrieben! Die Gräfin, allein, ohne einen Pfennig Geld, ohne jegliche Hülfe, und mit der Gewißheit, die ganze Familie gegen sich zu haben, konnte nicht daran denken, sich selbst zu helfen.

Und bedenken Sie, Sophie, diese Lage hatte schon fast zwanzig Jahre lang gedauert, denn der Graf hatte die Gräfin geheirathet als Mädchen von funfzehn Jahren und sie gequält vom ersten Tage ihrer Verheirathung an.

Ganz zufällig war ich zugegen, als der Graf zu Anfang 1846 sich neuer Unthaten gegen seine Frau schuldig machte. Im Winter 1845 hatte man eine neue Versöhnung zwischen ihnen zu Stande gebracht, wie immer aber von seiner Seite nur äußerlich. Im April 1846 sollten sie wieder zusammenkommen. Anstatt dies zu thun, schrieb der Graf kurz vorher an den zweiten Sohn der Gräfin, Paul, den sie anbetete und der sie zärtlich liebte, das einzige Kind, das der Graf ihr nicht hatte entreißen oder abwendig machen können — der Graf, sage ich, schrieb insgeheim diesem vierzehnjährigen Sohne, daß er ihn enterben würde, wenn er der Mutter nicht heimlicherweise entfliehe. Paul brachte

diesen Brief seiner Mutter; ich traf sie von Thränen und Kummer niedergebeugt an und erfuhr nach und nach ihre ganze Geschichte.

Können Sie, Sophie, sich wol einen richtigen Begriff von dem Eindruck machen, den diese Geschichte in mir, einem eifrigen Revolutionär, hervorrief, als ich sie angehört hatte, als mir die Gräfin die unumstößlichen Beweise der Thatsachen in der Correspondenz mit ihren Verwandten und andern Papieren gegeben hatte?

Ich sah vor mir, in der Person eines einzelnen individuellen Lebens, die Verkörperung aller empörenden Ungerechtigkeiten der veralteten Welt, die Verkörperung aller Mißbräuche der Macht, der Gewalt und des Reichthums, gerichtet gegen den Schwachen, allen Druck unserer socialen Ordnung.

Ich bin von jeher ein Revolutionär aus der Schule Robespierre's gewesen, der in seiner Constitution schrieb: „Sociale Unterdrückung ist es, wenn auch nur ein einziges Individuum unterdrückt wird.“ Ich sah den vollen Egoismus, die ganze Feigheit der aristokratischen Welt, welche dieses edle Wesen ihren herzlosen und angefaulten Vorurtheilen opferte. Nachdem ich diese ganze Geschichte untersucht hatte, erkannte ich wohl, daß der wahre Ursprung und die Ursache des Unglücks der Gräfin nur in dem Adel ihrer Seele lag, die sich nie vor dem tyrannischen Geist ihres Mannes erniedrigen und unterwerfen oder seinen unwürdigen Launen hatte schmeicheln wollen, die nie die Grundsätze des Schönen, Wahren und Erhabenen hatte verleugnen wollen. Ich sah, daß diese Frau sich während einer Reihe von zwanzig Jahren im Unglücke verzehrt hatte, nicht obgleich, sondern weil sie größer und edler war als alles, was ich bis dahin angetroffen hatte.

Ich schämte mich für die Menschheit!

Und alle diese Schrecken und Unterdrückungen gegen ein wehrloses Weib! Ich schämte mich meiner Nation! —

Es ist wahr, es fehlt meiner Nation — ich spreche nicht von dem niedern Volke, dieses hat viel Edelmoth — es mangelt

der deutschen Aristokratie und Bourgeoisie jede Spur von Ritterlichkeit. Sonst wäre so etwas nicht möglich gewesen!

Ich sagte mir selbst also: Möge niemand sagen können, daß du alles dies kennst und trotzdem diese Frau ruhig erwürgen läßt, ohne ihr zu Hülfe zu kommen. Wenn du das thust, mit welchem Recht würdest du andern ihren Egoismus und ihre Feigheit vorwerfen können?

Ich war ein junger Mensch von zwanzig Jahren. Ich hatte eben die Universität verlassen, wo ich Philosophie studirte. Ich verstand nichts von Jurisprudenz. Nichts hielt mich zurück!

Der Gräfin, welche nicht mehr wußte, was sie thun sollte, und fliehen wollte, um sich gegen die vom Grafen von neuem geplante Wegnahme ihres Kindes zu schützen, sagte ich: Sie wissen sehr gut, daß Sie, wenn Sie den Proceß beginnen, von Ihren Verwandten im Stiche gelassen werden, sie werden sich gegen Sie wenden, wie man Ihnen das immer gesagt hat; aber Sie wissen ebenso gut, daß Sie von der Seite nichts als leere Worte zu hoffen haben. Wenn Sie also fest entschlossen sind, entweder zu siegen oder zu sterben, so will ich Ihre Angelegenheit in diese junge, aber starke Hand nehmen, und ich schwöre Ihnen, für Sie zu kämpfen bis zum Tode.

Sie hatte Vertrauen in ihr gutes Recht, in ihre und meine Kräfte. Sie nahm meinen Vorschlag mit vollem Herzen an.

Und ich, ein junger, machtloser Jude, erhob mich gegen die furchtbarsten Mächte, — ich allein gegen die ganze Welt, gegen die Macht des Ranges und der ganzen Aristokratie, gegen die Macht eines unbegrenzten Reichthums, gegen die Regierung und gegen die Beamten aller Art, welche stets die natürlichen Verbündeten von Rang und Reichthum sind, gegen alle nur möglichen Vorurtheile.

Und jetzt, Sophie, begann ein Kampf, so schrecklich, daß keine Feder eine Beschreibung zu liefern vermag; ein Kampf, der meine erste Jugend verschlungen hat, ein neunjähriger Kampf, voll der grausamsten Leiden für die Gräfin und für mich; ein Kampf, der

jeden Tag mit undenkbarren Gefahren verbunden war, ein unmöglicher Kampf, in dem ich aber nicht ein einziges mal auch nur um einen Schritt zurückgewichen bin, und den ich endlich als Sieger, mit einem vollen Triumphe beendet habe! Heute noch, sechs Jahre nach diesem siegreichen Ende, kann ich es selbst kaum begreifen, wie es möglich gewesen ist, daß ich ganz allein gegen die Stöße aller dieser vereinten Mächte standhalten und den Sieg erkämpfen konnte.

Im Jahre 1846 hatte ich in Berlin zwei sehr intime Freunde, beide sehr hohen und reichen Familien Berlins angehörig. Einer von ihnen, Oppenheim, war Richter an einem Obergericht in Berlin, was bei uns ein hohes Amt ist. Er war der Sohn eines der reichsten Bankiers Deutschlands. Sein Vater besaß fünf bis sechs Millionen Thaler. Der andere, Mendelssohn, war Arzt und gehörte einer nicht minder vornehmen und angesehenen Familie an. Beide waren viel älter als ich. Aber ich hatte zu allen Zeiten die Gabe, daß die Menschen auf meine Stimme hörten.

Ich setzte ihnen die Geschichte dieser Frau auseinander und fragte sie, ob sie auf Tod und Leben mir helfen wollten, sie zu beschützen, und ob sie, wenn es sein müßte, wol auch ihr eigene Existenz zu opfern bereit sein würden. Sie schworen es mir zu. Ich reiste darauf mit ihnen in die Rheinprovinz, nach Düsseldorf, in die Nähe des damaligen Aufenthalts des Grafen. Er war in Aachen. Ich ließ durch meine Freunde in der ganzen Provinz juridische Beweise für die verschwenderische und ausschweifende Lebensweise des Grafen zusammenbringen und vorbereiten, um gegen ihn den Proceß auf Beschlagnahme wegen Verschwendung und den Proceß auf Ehescheidung zu beginnen. Ich selbst begab mich nach Aachen, um genauer die Ursachen seiner neuen feindlichen Schritte gegen die Gräfin auszufundschaffen. Ich erfuhr sie bald. Ich fand ihn in Aachen mit einer neuen Maitresse, einem als Intriguantin bekannten Weibe, der Baronin von Meyendorff, geborene Haggere, Holländerin von Geburt, Frau des Barons von Meyendorff, des Bruders des frühern russischen Ge-

sandten in Berlin. Diese Frau hat lange Zeit als russische Spionin in Paris gedient, namentlich bei dem Herzog von Orléans. Jetzt hatte sie sich den Grafen Hatsfeldt als Beute erkoren. Bald hatten wir nicht nur die Beweise für ihren unerlaubten Verkehr mit dem Grafen in Händen, sondern auch dafür, daß er ihr unter der maskirten Form einer Anleihe eine Schenkung gemacht hatte, welche die Zukunft des Sohnes der Gräfin, Paul, völlig ruiniren mußte, da dessen Vermögen, als des jüngsten Sohnes, nicht durch die großen Familienmajorate, welche nur den ältesten Kindern gehören, gesichert war. Der Graf hatte die Absicht, ihn zu ruiniren, denn er haßte ihn aus tiefstem Herzensgrunde, weil es ihm nicht gelungen war, ihn der Gräfin zu entreißen oder ihn von derselben abzuwenden.

Zu dieser Zeit war er eben im Begriff, die Schenkung auf die Allodialgüter, welche die Zukunft von Paul sichern sollten, hypothekarisch einschreiben zu lassen.

Als die Gräfin vernahm, daß die Zukunft ihres angebeteten Kindes auf ewig zu Grunde gerichtet werden sollte, konnte sie sich bei dieser neuen Unglücksbotschaft nicht länger zurückhalten. Sie eilte nach Aachen und, mit den Beweisstücken in der Hand, begab sie sich zum Grafen. Feig wie immer spielt er für einen Augenblick den Reuigen. Er gesteht, bittet um Verzeihung, verspricht nicht nur, den Act der Schenkung rückgängig zu machen, sondern auch endlich seine Ungerechtigkeiten gegen sie einzustellen. Er bittet sie, ihren Notar aus Düsseldorf zu holen und mit demselben zurückzukommen, er wolle sich zu allem, was sie verlange, notariell verpflichten.

Die Gräfin reist nach Düsseldorf und kommt mit ihrem Notar zurück. Aber schon hatte der Graf seine Gesinnung wieder geändert, auf den Rath seiner hinterlistigen Rathgeber, die ihn habgierig ausbeuteten. Er verschließt die Thür vor der Gräfin, empfängt sie nicht mehr. Er antwortet nicht auf die schriftlich an ihn gerichtete Anfrage, ob er seine unselige Schenkung rückgängig gemacht habe oder nicht. Er läßt nur durch die Meyen-



dorff sprechen, welche gleichzeitig hier ist und alle Tage mit ihm zubringt.

Die zwei Lager stehen einander gegenüber, das unferige und das feinige. Man beobachtet sich gegenseitig und wartet ab.

Plötzlich bringt man mir die Nachricht, daß die Mehendorff sich nach der Eisenbahn begibt, um nach Köln zu reisen. Ich beauftrage Oppenheim und Mendelssohn, welche bei mir waren, ihr überall hin, wohin es auch sei, selbst bis ans Ende der Welt zu folgen, sie beständig im Auge zu behalten, und sich womöglich Gewißheit zu verschaffen, ob die Schenkungsurkunde zurückgenommen ist oder nicht. Sie fliegen davon. Sie kommen mit ihr zu gleicher Zeit in Köln an und steigen in demselben Hotel ab. Am andern Tage, unmittelbar vor Abfahrt des Dampfbootes, sieht Oppenheim, auf der Treppe stehend, wie der Bediente der Mehendorff ihre Gepäckstücke hinaus trägt. Er bemerkt, daß der Diener auch eine Kassette mit herausbringt, wie man solche gewöhnlich zur Aufbewahrung von Papieren benutzt. Ein unbedachter, unüberlegter Plan steigt rasch in Oppenheim auf. Da der Diener eben in das Zimmer zurückgekehrt war, stürzt er sich auf die Kassette, ergreift sie und, weil er von Aachen keinen Koffer mitgebracht hatte, worin er sie hätte verstecken können, eilt er in Mendelssohn's Zimmer, damit dieser die Kassette in seinem Koffer verberge. Dieser ist verblüfft und erstaunt über diesen unsinnigen Streich, will aber seinen Freund nicht im Stiche lassen; da der Bediente wegen des Verschwindens der Kassette inzwischen schon im ganzen Hotel Lärm geschlagen, nimmt er sie, um sie in seinem Koffer zu verstecken, da aber hierin gar kein Platz mehr war, so ist er genöthigt, einige Kleidungsstücke herauszunehmen und zurückzulassen. Beide reisen nun nach verschiedenen Richtungen ab. Mendelssohn hat den Koffer mit der Kassette bei sich. Man fängt bereits an, im ganzen Hotel eine gründliche Durchsuchung anzustellen, und da man in Mendelssohn's Zimmer die zurückgelassenen Kleider findet, so schöpft man Verdacht gegen ihn und er wird verfolgt. Als Mendelssohn sich auf der Eisenbahn von

der Polizei beobachtet merkt, springt er aus dem Waggon und verschwindet, indem er den Koffer im Stiche läßt. Er flüchtet querfeldein und erreicht endlich Paris. Aber da er aus Gefälligkeit auch den Reisefack Oppenheim's mitgenommen, denselben indeß ebenfalls im Waggon zurückgelassen hatte, so findet man Oppenheim's Papiere darin und arretirt diesen als des Diebstahls verdächtig.

Der Richter eines obern Gerichtshofes, der Sohn eines fünffachen Millionärs, ins Gefängniß gebracht wegen Diebstahls! Denken Sie sich, welches Aufsehen dies in ganz Deutschland machte.

Es gelang mir, Zugang in das Gefängniß Oppenheim's zu finden. Ich nahm ihm das Versprechen ab, daß, falls der Graf seiner Frau Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte, er, Oppenheim, über die eigentliche Veranlassung seiner That schweigen würde. Er versprach es mir. Ich sage es zu seinem Lobe, dieses Versprechen war eine Heldenthat von ihm. Denn, wenn er den Grund seiner That nicht gestand, so lief er die große Gefahr, als gemeiner Dieb verurtheilt zu werden. Das war ein unerhörtes Opfer. Aber wir waren übereingekommen, alles zu thun, um dieser Frau zu helfen, und er versprach es mir fest. Ich ließ dem Grafen den Vorschlag machen. Er wies ihn ab. Nun aber entbrannte der eigentliche Kampf. Er entbrannte mit einer Erbitterung ohnegleichen. Da Mendelssohn in Paris flüchtig war und Oppenheim im Gefängniß saß, so war ich schon von Anfang des Kampfes ganz allein und blieb es auch, wie Sie bald sehen werden, während seiner ganzen Dauer. Dies verringerte jedoch nicht im mindesten meinen Muth.

Ich begann eine Flut von Processen über den Grafen zu ergießen. Bis dahin hatte ich nicht Jurisprudenz studirt, jetzt warf ich mich mit förmlicher Wuth darauf. Indem ich die Prozesse führte, wurde ich selbst Jurist; in wenigen Monaten konnte ich es mit den Advocaten aufnehmen, und nach zwei Jahren, ich darf es sagen, übertraf ich sie alle.

Gleichzeitig wandte ich mich an die demokratische Presse. Die ganze demokratische Presse erhob sich auf meinen Ruf. Ich vernichtete den Grafen in der öffentlichen Meinung. Es war ein täglicher Kampf und ein Kampf auf Leben und Tod. Bei dieser Gelegenheit ließ mich Heine, wie ich Ihnen bereits einmal erzählte, im Stich, und zwar deshalb, weil die Baronin Mehendorff die Freundin der andern russischen Spionin, der Fürstin Lieven, und diese wieder die specielle Freundin von Guizot war, von dem Heine eine Pension bezog.

Aber wenn er mir fehlte, so unterstützten mich doch andere, und es gab täglich ein Toben in der ganzen demokratischen Presse gegen den Grafen.

Unterdessen kam die Affisensitzung heran wegen des Criminalprocesses gegen Oppenheim.

Er gestand die That, aber auch die Gründe, die ihn dazu verleitet, und da es mehr als unwahrscheinlich war, daß er sich durch die Kassette der Frau von Mehendorff hatte bereichern wollen, und da die öffentliche Meinung vollständig auf unserer Seite war, so wurde er feierlich freigesprochen.

Jetzt aber zeigte er sich schwach. Seine ganze Familie war nach Köln gekommen und flehte ihn an, mit ihr zurückzukehren. Man bat, beschwor ihn. Und dieser Mann, dessen wunderbare Haltung ich soeben gerühmt habe, hatte die Schwäche, seinen Verwandten nachzugeben. Er zog sich zurück und reiste mit ab.

Er hatte genug. Wenn er aber auch genug hatte, ich hatte es nicht! Es ist wahr, auch mein Vater, den ich zärtlich, sehr zärtlich liebe, war herbeigeeilt und flehte mich an, mit ihm zurückzukehren, diesen fürchterlichen Kampf nicht weiter fortzusetzen. Aber, Sophie, merken Sie dies wohl: wenn ich mein Wort gebe, so ist's für die Ewigkeit. Mein Vater mußte allein zurückkehren.

Nachdem Oppenheim im December 1846 freigesprochen war, kehrte Mendelssohn im Juni 1847 aus Paris zurück, denn jeder

mann und alle Juristen erklärten einstimmig, daß für ihn keine Gefahr mehr vorhanden sein könne. Wenn Oppenheim, der die Kassette weggenommen hatte, freigesprochen war, so konnte man Mendelssohn, der nur sein Mitschuldiger war, unmöglich verurtheilen. Mendelssohn kehrte also zurück und begab sich freiwillig in das kölner Gefängniß. Man stellte ihn vor den Assisenhof. Die Verurtheilung schien das unmöglichste Ding von der Welt.

Aber schon hatte der Graf seinerseits Zeit gehabt, alle Vorurtheile, allen Einfluß, allen Haß in Bewegung zu setzen, und besonders den allmächtigen Hebel — Gold mit freigebiger Hand ausgestreut. Im Januar 1848 ward Mendelssohn, mein bester Freund, durch ein Geschworenengericht als des Diebstahls in einem öffentlichen Gasthause schuldig zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Humboldt hat den König, diese fünf Jahre Zuchthaus in ein Jahr Gefängniß zu verwandeln. Der König machte aber zur Bedingung, daß Mendelssohn Europa verlassen müsse. Nachdem er aus der Haft entlassen war, ging er nach Konstantinopel und nach Syrien. Im Jahre 1854 nahm er theil am Orientkriege gegen Rußland als Arzt eines türkischen Regiments, und dieser meinem Herzen so theuere Freund starb auf einem Parforcemarsche nach Bajazid.

Nachdem Mendelssohn verurtheilt worden, war der Graf außer sich vor Freude. Denn er hoffte nun nichts Geringeres, als auch mich dadurch zu vernichten. Ich hatte freilich nicht das Geringste mit der Kassette der Frau von Mehendorff zu thun; ich war ja in Aachen, als meine Freunde diesen unüberlegten Streich in Köln verübten! Da man mich aber im allgemeinen für die Seele meiner Freunde hielt, so wurde nun gegen mich ein Proceß anhängig gemacht, worin ich als der intellectuelle Urheber ihres kölner Streiches angeklagt wurde. Ein solcher Proceß war eigentlich unmöglich, unzulässig, aber der Graf rechnete stark darauf. Man hatte Mendelssohn nur deshalb zu Grunde gerichtet,

um sich freien Weg zu mir zu bahnen. Die königlichen Staatsanwälte stürzten sich mit Wonne auf diesen Proceß.

Wer aber mit ganz anderer Wonne, mit blickenden Augen und leidenschaftlichem Herzen sich darauf warf, das war ich! Denn ich brauchte ihn unbedingt, meinen eigenen Proceß, Sophie!

Ich war mit Verleumdungen überschüttet worden. Man kann sich leicht alle die Klatschereien denken, die durch meine Haltung hervorgerufen wurden. Ein junger Mensch von meinem Alter, der sich auf diese Weise für eine ihm ganz fremde Frau aufwirft! Es begreift sich, daß viele es sich nicht anders erklären konnten, als daß sie ein Liebesverhältniß voraussetzten. Da die Menschen im allgemeinen weder Principien noch Gewissen haben, so begreifen sie nicht, daß es andere gibt, für welche diese Dinge die mächtigsten Triebfedern sind. Man sagte also, ich sei in sie verliebt. Aber für den Grafen war eine solche schwarze Verleumdung noch nicht genug. Er suchte das Gerücht zu verbreiten, trotz meiner unabhängigen finanziellen Lage, daß ich mich seiner Angelegenheit nur aus schändlicher Geldspeculation angenommen habe.

Alles das ging mir sehr zu Herzen. Wenn die Verleumdung von Haus zu Haus läuft, so kann man ihr nicht von Haus zu Haus nachlaufen, um sie zu widerlegen.

Deshalb brauchte ich eine Gelegenheit, um selbst zum ganzen Volke sprechen zu können! Ich brauchte einen Criminalproceß, eine feierliche Gelegenheit, um alle Verleumdung niederzuschlagen, um mit Beweisstücken in der Hand hervorzutreten, um die Lüge niederzuschmettern und durch unumstößliche Thatsachen die wahre Natur meiner Schilderhebung für die Gräfin klar zu legen.

Andererseits war es mir auch nöthig im Interesse der Gräfin. Jetzt hatte ich die Gelegenheit, vor allem Volke diesen Streit zwischen ihr und dem Grafen kundzuthun und aufzudecken, und durch die Darlegung der Geschichte dieser Ehe ihn moralisch zu vernichten und ihr eine schreckliche Genugthuung zu verschaffen.

Die Advocaten beschworen mich freilich, das nicht zu thun und in diese Debatten nicht auch den Streit zwischen ihr und ihm

hereinzuziehen, um meine eigene Gefahr nicht zu vergrößern. Man sagte mir, wenn ich mich streng in den Grenzen der gegen mich gerichteten juridischen Anklage, der moralische Urheber der That Oppenheim's zu sein, halte, so werde ich unangreifbar sein. Wenn ich aber auf der Anklagebank meine Sache mit dem Kampfe gegen den Grafen identificire, so würde ich allen Haß entfesseln, alle Leidenschaften entflammen, ich würde alle diejenigen, die nicht gänzlich für mich seien, zwingen, mich zu verurtheilen. Und solche Verurtheilung, eine Verurtheilung wegen Aufhebung zu dem Verbrechen des Diebstahls, das wäre nicht blos eine Zuchtstrafe von fünf Jahren, das wäre schlimmer als der Tod! Denn das wäre ein Urtheilsspruch voll Schmach, der mich in den Augen der Welt ehrlos machen, der meine Existenz für ewig brechen, der meine Ehre brechen müßte!

Weil Oppenheim bis zu einem gewissen Grade derartigen schüchternen Rathschlägen nachgegeben hatte, so hatte er eine trockene Freisprechung erlangt, Mendelssohn aber eine fürchterliche Verurtheilung. Ich war fest entschlossen, keinem von diesen klugen Rathschlägen Gehör zu geben. Ich warf mich auf die Anklagebank, nicht wie ein Mensch, der sich vertheidigen soll, sondern wie ein Sieger, der seinem sichern Triumphe entgegengeht. Ich warf mich darauf, die Angriffe in der Hand sowol gegen den Grafen als gegen seine Mitschuldigen, die Richter. Ich fand mehr als vierzehn falsche Zeugen vor, die der Graf gegen mich gedungen hatte. Das beunruhigte mich nicht im mindesten. Ich hatte es vorausgesehen. In einer sieben-tägigen Debatte, die ich allein leitete, entlarvte ich schonungslos die falschen Zeugen, ich verwirrte und vernichtete die Verleumdung auf immer, durch unumstößliche Beweise deckte ich die Geschichte dieser Ehe auf, und am letzten Tage warf ich mich in einer sechs-stündigen Rede — die ich hier gedruckt beifüge\*, damit Sie die Einzelheiten kennen

\* Raffalle hatte damals vergessen, die Rede beizufügen, und auch später habe ich sie nicht erhalten.

lernen —, nachdem ich der gegen mich gerichteten Anklage einige Fußtritte versetzt, auf den Kampf zwischen der Gräfin und dem Grafen, indem ich ihre Sache offen zu der meinigen machte, und — Freude! — ich schlug den Grafen und seine Helfer gänzlich zu Boden.

Nichts, Sophie, kann Ihnen auch nur annähernd eine Vorstellung von dem elektrischen Eindruck geben, den ich hervorbrachte. Die ganze Stadt, die Bevölkerung der ganzen Provinz schwamm sozusagen auf den Wogen des Enthusiasmus! Das Volk hatte das Antlitz eines Mannes geschaut. Es hatte mich verstanden. Aber nicht nur das Volk, alle Klassen, die ganze Bourgeoisie war trunken vor Entzücken. Einige Details, die ich Ihnen in Köln erzählte, sind diesem Proceß entnommen. Als wir in Düsseldorf ankamen, betäubten mich die Einwohner dieser Stadt fast mit ihren Zurufen. Sie spannten die Pferde der Equipage, in der ich mit der Gräfin saß, aus und zogen uns selbst. Obschon der Proceß kein eigentlich politischer war, hatte das Volk wohl begriffen, daß es doch im tiefsten Sinne des Wortes ein solcher war, daß es die Auflehnung gegen die Unterdrückung war.

Ich war nicht nur freigesprochen, sondern hatte auch meinen Gegnern einen entscheidenden Schlag beigebracht. Dieser Tag verschaffte mir in der Rheinprovinz den Ruf eines Redners ohnegleichen und eines Mannes von unbegrenzter Energie, und die Zeitungen trugen diesen Ruf durch die ganze Monarchie. Alle priesen mich als einen Menschen, der die Fähigkeit habe, allein gegen die ganze Welt anzukämpfen. Seit diesem Tage erkannte mich die demokratische Partei in der Rheinprovinz als einen ihrer Hauptführer an.

Die natürliche Folge davon war, daß ich drei Monate später aufs neue im düsseldorfer Gefängniß saß, da ich aus Anlaß des Staatsstreiches in Berlin (November 1848) meinen ersten großen politischen Proceß hatte, aus welchem ich nicht minder siegreich, mit nicht weniger Glanz hervorging. Ich werde Ihnen meine Rede aus diesem Proceße geben, da diese gleichfalls gedruckt ist; sie wird Sie amüsiren.

Von neuem freigesprochen, hatte ich immer von neuem wieder politische Prozesse. Durch die Prozesse, welche ich gegen den Grafen für die Gräfin führte, fast erstickt, war ich es andererseits auch durch die Prozesse und Verhaftungen, welche die Regierung gegen mich verhängte. Doch nichts war im Stande, mich aufzuhalten. Mit einer Hand gegen die Regierung, mit der andern gegen den Grafen kämpfend, war ich überall. Ich führte die Prozesse gegen den Grafen ohne Unterbrechung, sogar aus dem Gefängnisse. Selbst auf Seiten meiner Feinde erfuhr ich Erfolge, die geradezu unerklärlich sind. Während ich in Düsseldorf im Gefängnisse saß, erhielt ich von der dortigen Regierung, meinen ärgsten politischen Todfeinden, die Erlaubniß, jedesmal das Gefängniß verlassen zu dürfen, um in dem Scheidungsproceß der Gräfin zu plaidiren, eine vollständig gesetzwidrige Erlaubniß, die man nichtsdestoweniger mir gab, mir, den man auf alle mögliche Art und Weise verfolgte. Dies geschah wol deshalb, weil meine Haltung, die Haltung eines Mannes, der stark durch sein Recht und auf seine Kraft vertrauend, ganz allein gegen die ganze Welt ankämpfte, dieser unerschütterliche Wille, diese Frau um jeden Preis zu schützen, selbst meinen Feinden imponirte. Man fühlte nicht genügenden moralischen Muth, offen diesem eisernen Willen zu widerstreben, der hinlänglich bewiesen hatte, daß er vor keinem Opfer zurückschrecke, und meine Feinde hatten endlich mich achten gelernt, wie ich mehrfach die Beweise davon gehabt habe.

Nach 1848 trat in den Processen der Gräfin eine große Aenderung ein. Vor der Revolution, in den Jahren 1846 und 1847, begegneten die Richter diesen Processen mit Sympathie, denn zu dieser Zeit hatten unsere Richter noch vielfach liberale Auwandlungen und eine Abneigung gegen den Adel. Aber mit der Revolution und der Gegenrevolution von 1848 änderte sich dies alles mit Einem Schlage. Der reactionäre und antirevolutionäre Haß herrschte jetzt in unsern Tribunalen mit blinder Leidenschaftlichkeit. Und da man die Gräfin mit mir identificirte, und ich der gehäßteste Führer der Revolutionspartei in der Provinz war, so war



dieser solidarische Haß Grund genug, daß die Gräfin alle ihre Proceffe verlor. Auch der Graf that sein mögliches.

Die Gräfin verlor also einen Proceß nach dem andern. Es verging fast keine Woche, die uns nicht in dieser zahllosen Masse von Proceffen, die ich gegen den Grafen begonnen hatte, ungünstige, uns vernichtende Urtheile brachte! Ich wurde fortwährend geschlagen!

Aber nun erkannte ich erst recht meine wahre Kraft. Nach jeder Niederlage erhob ich mich wieder, gefährlicher wie vorher. Immer neue schrecklichere Angriffe fand ich heraus.

Als ich die feindlichen Richter sah, hatte ich beinahe selbst schon jede Hoffnung auf Sieg aufgegeben. Aber ich wollte wenigstens kämpfen, solange ich lebte, und nur sterbend nachgeben.

Was soll ich Ihnen sagen? Nach vielen langen Jahren, nach unsagbaren Leiden, war ich endlich — im August 1854 — dahin gelangt, dieses Ungeheuer von einem Menschen, diesen Starrkopf vollständig zu besiegen. Endlich hatte ich diesen vornehmen Herrn gebrochen! Endlich hielt ich ihn unter meinen Füßen! Ich dictirte ihm den Frieden nicht nur unter für ihn erniedrigenden, sondern geradezu entehrenden Bedingungen. Ich hatte endlich diese Frau aus seiner Gewalt befreit, und ihn gezwungen, ihr ein sehr großes Vermögen abzutreten.

Hiermit hat die Gräfin kein großes Glück gehabt. Sie verlor einen großen Theil ihres Vermögens in der Crisis von 1857, einen andern großen Theil übergab sie ihrem Sohn Paul, der jetzt in Paris lebt. Dessenungeachtet hat sie noch ein sehr großes und unabhängiges Vermögen behalten.

Nachdem ich den Grafen gezwungen hatte, sich zu unterwerfen, erlebte ich noch die Genugthuung, zu sehen, wie nun auch die Verwandten der Gräfin kamen, um Frieden mit ihr zu schließen. Nachdem sie triumphirt hatte, bot ihr nun auch die Familie, die sie zur Zeit der Gefahr im Stiche gelassen hatte, ihre Hülfe an.

Es war im August 1854, als dieser Kampf siegreich beendet wurde.

Drei Jahre später, in Berlin im Jahre 1857, zwang ich durch die Veröffentlichung meines „Herakleitos“ unsere großen Gelehrten, die Humboldt und die Böckh, mich mit offenen Armen als ihresgleichen aufzunehmen.

Im Jahre 1858 schrieb ich die Tragödie und 1859 die Broschüre, die ich Ihnen gegeben habe.

Im Jahre 1860 machte ich — o süße und angenehme Erinnerung — in Aachen die Bekanntschaft von Sophia Adrianowna.

Dies sind die wichtigsten Ereignisse meines Lebens!

Jetzt, Sophie, will ich Ihnen noch einige Worte sagen in Bezug auf die Gräfin.

Sie haben gesehen, daß ich viel für diese Frau gekämpft habe. Jeder Kampf war mir immer angenehm, wenn es sich um sie handelte, und durch jeden Kampf, den ich für sie hatte, wurde sie mir immer theurer.

Ich liebe sie auch mit der Liebe des zärtlichsten Sohnes, der je existirt hat; ich liebe sie wie meine Mutter, nein! ich liebe sie noch dreimal mehr als meine zärtlich geliebte Mutter. Das kommt daher, weil sie mir weit näher steht durch Seelenhöhe und Gefühlsgröße, die ich noch bei niemand sonst gefunden habe, außer bei Ihnen. Ja, Sie sind die einzige Frau, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, die ihr darin gleicht. Ja, Sie gleichen ihr sehr! Sie sind aus demselben Holze, von derselben Geistesrichtung, von demselben Enthusiasmus für alles, was es Hohes und Edles gibt. Welches Glück für mich, denselben Typus für Mutter und Frau gefunden zu haben.

Ich liebe sie, wie ich Ihnen schon sagte, mit der Liebe eines Sohnes; ich liebe sie wie eine treue Waffengefährtin, die mit mir zehn Jahre des Kampfes und der Gefahren getheilt hat.

Ich liebe sie endlich mit philosophischer Liebe, d. h. ich liebe sie als den schönsten Typus des Menschengeschlechts, als den Typus der leidenden Menschheit, wie Christus in meinen Augen für die Sünde der Menschheit gekreuzigt worden ist, und den ich

durch die Kraft meines Willens dem Kreuze wieder entrisßen habe. Und glauben Sie mir, jeder Mann, der sie so leidend, ihre Leiden so edel und staunenswerth tragen gesehen, wie ich sie sah im Laufe so vieler Jahre, würde sie ebenso lieben und verehren wie ich, und wenn dieser Mann ein Herz von Eisen gehabt hätte.

Ich würde also mich nie glücklich fühlen, wenn ich sie nicht auch glücklich, zufrieden, froh sehen könnte.

Das ist die Art meiner Gesinnung in Bezug auf sie. Selbst wenn dies nicht meine Gefühlsweise wäre, so würde es doch meine Pflicht sein, mich zu solchen Gefühlen zu zwingen; denn vergessen wir nicht, daß diese Frau 1846 ihr Schicksal in meine Hände gelegt hatte, und ich halte mich für immer verantwortlich für ihre Zufriedenheit und für ihr Glück. Sie hat ihr Schicksal in meine Hand gelegt, und zwar nicht heute, wo ich einen begründeten Ruf habe, sondern damals, als ich ein junger Mensch von zwanzig Jahren, zwar talentvoll, aber anscheinend machtlos und unbekannt in der Welt war. Schande dem Menschen, der je ein solches Vertrauen vergessen könnte. Es gibt Verhältnisse, Sophie, in denen ich eher meine Eingeweide verschlingen würde, als daß ich jemand betrügen könnte, der mir gesagt hat: „Ich glaube an dich!“

Uebrigens habe ich ihr sehr viel zu danken, denn sie hat mich viel besser gemacht, als ich war. Ich kann wol sagen, daß ich ein ausgezeichnetes und warmes Herz hatte, aber ich hatte auch die Laster der Kraft. Ich hatte in mir wilde Instincte, einen fürchterlichen Zorn, eine grenzenlose Leidenschaftlichkeit; ich konnte grausam hart sein und ohne Mitleid. Sie hat mir alles dies abgewöhnt. Sie hat in mir die guten Instincte entwickelt und die andern unterdrückt. Wenn ich jetzt so bin, daß Sie mit mir glücklich werden könnten, so ist das ihr Werk.

Und also, Sophie, weil ich die Gräfin wie ein Sohn liebe, werden Sie, wenn Sie mich zum Mann nehmen, sie auch lieben müssen, wie meine wirkliche Mutter, mit der wahren Zärtlichkeit einer Tochter. Wenn nicht, so würde ich nicht glücklich sein.

Aber andererseits, wenn Sie gut gegen sie sein werden, wird sie Sie in kurzer Zeit mehr lieben wie mich! Sie wird Sie wie eine Tochter lieben, ebenso zärtlich, wie sie immer ihre eigenen Kinder geliebt hat.

Ich hoffe sie bestimmen zu können, bei uns zu wohnen, um alle drei glücklich und vereint zu leben.

Da sie außerordentlich zartfühlend ist, so wird sie das vielleicht nicht wollen, ohne zu wissen, ob Sie sie lieben werden, aber ich werde mich für Sie verbürgen, und hoffe ihr dies Versprechen abzurufen.

Jetzt, Sophie, habe ich alles gesagt, was ich zu sagen hatte.

Noch Eins habe ich hinzuzufügen. Ich werde Sie nicht heirathen ohne die Einwilligung und ohne die Liebe Ihres Vaters. Unheil dem Manne, der es wagen könnte, ein solches Band, wie es zwischen Ihnen und Ihrem Vater existirt, zu zerreißen. Ich sage nicht, daß ich nicht auch die Einwilligung Ihrer Mutter, die ich nicht die Ehre habe zu kennen, brauche.

Ich gebe Ihnen das Recht, diesen Brief, wenn Sie es wollen, Ihrem Vater zu übersetzen.

Und jetzt, wenn Sie nach allem, was ich Ihnen gesagt habe, sich entschließen, meine Frau zu werden, was würden Sie für alle Ihre Opfer eintauschen?

Nichts als zwei Dinge! Einen Mann und ein Herz!

Aber auch einen Mann im wahren Sinne des Wortes, und ein Herz, das, wenn es sich einmal gibt, sich auch für die Ewigkeit gibt!

Und Sophie, brauche ich es noch hinzuzufügen? Wie Ihre Entscheidung auch ausfallen möge — ich kann nur mit Zittern daran denken — ich werde nie aufhören, Sie und Ihr Andenken zu segnen! Ich werde nie aufhören, Ihnen der treueste und ergebenste Freund zu sein! Ich werde Sie noch segnen mit Thränen in den Augen.

Lassalle.

Jetzt muß ich der Deutlichkeit des Nachfolgenden wegen einige Worte über den innern Kampf sagen, der durch die Bekenntnisse Lassalle's in mir hervorgerufen wurde. Je länger ich mich hineinlas, desto besser und erhabener schien mir dieser energische, aufopfernde Kämpfer, der gegen die Unterdrückung der Unschuldigen, um der Gerechtigkeit, der Wahrheit willen auftrat. Er gefiel mir nach der Lektüre dieser Bekenntnisse unvergleichlich mehr als vorher. Unter dem Einflusse dieser Bekenntnisse schien es mir, als ob ich ganz von ihm hingerissen sei, und ich war bereit, ihm sofort mit „Ja“ zu antworten. In diesen innigen Bekenntnissen zog alles mich an: sein unbegrenzter Stolz, und sogar sein Judenthum; es war wirklich nöthig, Vorurtheile abzulegen, um ihn zu heirathen, und ich fühlte, daß ich wirklich diese Vorurtheile nicht habe, daß ich froh sein werde, mir selber durch die That zu beweisen, daß ich diese Vorurtheile nicht besitze; die Art und Weise, wie er seine Liebe zu mir ausdrückte, schien mir so innig, so hinreißend. Mit Einem Worte, ich war sehr aufgeregt und fast bereit, meine Einwilligung zu geben. Ich saß am Fenster, tief nachdenkend. Das Fenster ging nach einem Platz hinaus, auf welchem das Werktagsleben Dresdens rauschte; bisher hatte mir dies Leben so heimisch, patriarchalisch, sympathisch erschienen. Jetzt aber plötzlich begann mir, ich weiß nicht warum, alles in Dresden zu mißfallen. Sowol der gepflasterte Platz, der von allen Seiten durch hohe Häuser eingeengt war, wie auch alle diese Leute, die da in den Straßen huschten, von den kleinlichen Sorgen des Alltagslebens verschlungen, das ihnen das Siegel einer einförmigen, engen, drückenden Dressur aufgedrückt hatte. Das Wetter war prachtvoll, ich öffnete das Fenster, trotzdem wir im October waren, und der Geruch von brennender Steinkohle, der meine Brust und Schläfe unangenehm einengte, drang in das Zimmer.

Diese ganze Umgebung des mir fremden, nicht heimischen Landes fügte sich in diesem Augenblicke so gar nicht zu meiner Gemüthsstimmung; meine Gedanken flogen zu meiner Kindheit zurück, die ich auf dem Lande, inmitten der eigenartigen kleinrussischen Natur

in unserm südlichen, herrlichen Klima zugebracht hatte. Dort versank unser Haus in dem Grün des wunderbaren, ungeheuern Gartens, der von einem breiten Flusse umgeben und mit schönen Blumen und Pflanzen gefüllt war. Dort sehe ich unsere Gemüsegärten, sie werden von Bauerweibern gegätet und begossen, Gruppen von ihren Kindern spielen herum. Ich kenne alle diese Kinder, ich liebe sie. Sie freuen sich, wenn sie mich sehen; alle vom Unterricht freie Zeit verbringe ich mitten unter ihnen, ich reinige, wasche und kleide die beschmutzten Säuglinge, ihre Brüder und Schwestern, verscheuche ihnen die Mücken und Fliegen. Und den größern erzähle ich, was ich selbst weiß, alles, was ein zehn- bis zwölfjähriges Mädchen wissen kann. Sie hören mir gern zu, ich lehre sie das Lesen und schwärme davon, daß sie alle lesen lernen sollen. Meine junge Einbildungskraft malt mir das Bild der Zukunft, wo meine Schüler nicht mehr leibeigen sein werden. Das ganze Hauswesen der Bauern, ihre Arbeit, Entbehrungen, ihr Kummer gingen mir nahe. Obgleich während der Zeit unsers Aufenthalts im Auslande die Befreiung der Bauern beinahe Thatsache ward, sah ich dennoch um mich herum die Finsterniß der Barbarei mit ihrem ewigen Gefolge — der Bettelarmuth und dem Elend. Mein junges Herz und mein Sinn waren voll von dem Wunsche, die Bauern durch Bildung zu erziehen. Ich liebte von jeher die Kinder und überall, wo ich mit Kindern in Berührung kam, nahm ich mich ihrer eifrig an. Die Krankheit des Vaters hatte mich von meinen Plänen und Beschäftigungen hinweggerissen, aber im Auslande sah ich mir gründlich an, was auf den Elementarunterricht Bezug hatte, und hatte die Absicht, aus meinen Beobachtungen alles nur Mögliche für meine Zwecke nutzbar zu machen, damit ich nach meiner Rückkehr den für mich erreichbaren Nutzen, wenn auch nur in einem kleinen Kreise von Menschen verbreiten könne. Und jetzt hier, im sächsischen Dresden, mit den Fragen Lassalle's vor den Augen, stiegen alle meine stillgehegten Träume und Gedanken hell vor mir auf und ich konnte nur an die Heimat denken, mein Herz wurde von solchem Heimweh erdrückt, daß ich

am liebsten sofort dahin geeilt wäre. Alles Heimatlische mit seinen Mängeln schien mir so nahe, so theuer, und hier schien alles so fremd, so ungefällig. Fremd schien mir auch Vassalle mit seiner ganzen Leidenschaft. Ich konnte mich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, seinetwegen die Heimat zu verlassen. Ich liebte die Heimat mehr. Ich konnte mir damals keine volle Rechenschaft von den Gefühlen, die ich für Vassalle hegte, geben, aber mein Schwanken mußte mir beweisen, daß in meinem Herzen keine Liebe zu ihm war, daß nur mein Verstand unter dem Einfluß seiner genialen Persönlichkeit stand. Ich begriff damals noch nicht, daß das geringste Schwanken in der Liebe das Nichtvorhandensein derselben bekundet. Ich fürchtete nur einen falschen Schritt zu thun, der mich und ihn verderben könnte. Der Vater, welcher meinen innern Kampf wahrnahm, überließ mich meinen Gedanken, und da er nicht auf mich einwirken wollte, unterbrach er dieselben auch nicht. Er sagte, daß er ausfahren wolle, und ließ mich allein. Es war schon ganz dunkel geworden, und ich saß noch immer da, zermartert durch innern Kampf. Es schien mir unmöglich, Vassalle's Liebe abzuweisen, und noch unmöglicher, dieselbe anzunehmen; er forderte Liebe, und ich erkannte, daß mein Herz keine für ihn fühle, daß mein Kopf mich irreleite, daß er mich besteche. Die wahre Leidenschaft war mir unbekannt, ich errieth sie nur, ich hatte das Gefühl, daß sie früher oder später bei mir eine Rolle spielen würde. Ich zündete Kerzen an und suchte mich, in Erwartung meines Vaters, von den schweren Gedanken zu erlüchtern, indem ich ihm Thee bereitete. Der Vater kam: „Nun, wie steht's, meine Tochter — bist du mit deinen Gedanken im Reinen?“

Ich theilte ihm meinen Zweifel, alle meine Gedanken mit, und bat um seine Meinung.

„Handle, wie dein Herz dir gebietet“, antwortete er. „Ich wünsche nur dein Glück; dein Unglück zu sehen ist für mich gleichbedeutend mit Sterben. Folge nur den Eingebungen des Herzens, ohne dich Reflexionen hinzugeben.“

„Das ist es eben, vor meinem Herzen fürchte ich mich am

meisten. Es ist noch so dumm, ich verstehe es selbst nicht ordentlich.“

„Beeile dich nicht!“

Die Nacht verging in Unruhe, schlaflos. Am andern Tage, nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, schrieb ich an Lassalle. Ich theilte ihm mit, welch starken Eindruck seine Bekenntnisse auf mich gemacht hatten, schrieb ihm, daß jetzt noch mehr wie vorher ich an sein Glück denken müsse und mich mit meiner Einwilligung nicht beeilen dürfe, sondern daß ich streng und mit Ernst meine Gefühle für ihn abwägen müsse. Ich bat ihn, mir zu erlauben, von Rußland aus ihm zu antworten, wohin wir in einigen Tagen abzureisen gedachten. Ich theilte ihm mit, daß wir auf etwa zwei Tage nach Berlin kommen würden, speciell um uns von ihm zu verabschieden, und bat ihn, während unsers dortigen Aufenthalts unsere Frage nicht zu berühren, womöglich auf eine Weise zu vergessen, daß eine solche zwischen uns bestehe, und nur, wie früher, Freunde zu sein.

Ich quälte also, ohne es zu wollen und unbewußt, den Mann, der mich innig liebte, weil ich die Absicht hatte, ihm gegenüber so gewissenhaft wie möglich zu sein und meine Gefühle streng zu controliren. Es schien mir immer noch, daß ich ihn werde lieben können. Ich wiederhole es: da ich das Gefühl der wahren Liebe damals noch nicht kannte, so verstand ich es auch nicht, daß meine Gefühle für Lassalle von einer ganz andern Art seien. Es war eine exaltirte Bewunderung, Ergebenheit, Freundschaft, nur nicht Liebe, ohne die ich es für unmöglich hielt, mich zur Ehe zu entschließen. Etwas mir Unverständliches hielt mich von der Eile ab, ihm meine Einwilligung zu geben, nach welcher ein Rückschritt unmöglich gewesen wäre. Ich hätte wol mein eigenes Glück zum Opfer bringen können, aber sein Glück zu zertrümmern wäre für mich undenkbar, unmöglich gewesen.

Am nächsten Tage schon empfing ich folgende Antwort Lassalle's: